

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 12

Artikel: Wenn der Boden zu leben beginnt : aus dem Tagebuch eines Archäologen
Autor: Bögli, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079544>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn der Boden zu leben beginnt

Aus dem Tagebuch
eines Archäologen

Von Dr. Hans Bögli,
Avenches



*Der heutige Ausgrabungsleiter im römischen Aven-
ticum schildert hier seinen spannenden Werdegang
und seine Tätigkeit als Archäologe in Deutschland
und der Schweiz. Die da und dort herrschende Mei-
nung, daß das Graben an alten Siedlungsstätten
eine langweilige Beschäftigung für kuriose Leute
sei, dürfte sich beim Lesen nicht bestätigen. – Vor
allem aber soll mit diesem Artikel gezeigt werden,
wie häufig unser Boden noch immer Zeugen histo-
rischer Ereignisse und wichtiger Epochen birgt –
Zeugen, die nicht verloren gehen dürfen, auch wenn
das Neu-bauen noch so sehr eilt in unserer Zeit.*

B.H.

Als ich in meiner Berner Gymnasialzeit hie und da zu Badeferien an den Murtensee hinüberfuhr, ließ ich mir nicht träumen, daß diese Gegend später einmal für mich wichtig werden sollte. Ein kühles Bad bedeutete uns damals mehr als ein Besuch in den in unmittelbarer Nähe gelegenen Ruinen des römischen Aven-
ticum. Nachdem ich jedoch eine Aufführung des Prometheus von Aeschylus in dieser authentischen Umgebung und mit den dazu ge-
hörenden Masken gesehen hatte, packte mich die Frage: was müssen das für Menschen gewesen sein, die solche Stücke geschrieben und dafür Theater mit zwanzigtausend Sitzplätzen gebaut haben!

Der Wunsch, mehr über diese Epoche des Abendlandes und damit auch über unseren geistigen Grund und Boden zu erfahren, war es wohl, der mich bewog, das Studium der Altphilologie zu ergreifen. Um noch mehr in die Tiefe zu dringen, kam dann allerdings bald auch die alte Geschichte hinzu – und schließlich landete ich bei der Archäologie. Ja, erst hier glaubte ich den Puls der Zeit fühlen zu können! Die Tatsache, daß alle wichtigeren neuen Erkenntnisse auf dem Gebiet der alten Kulturen den Ausgrabungen zu verdanken sind, wirkte auf mich bestimmend. Und so ist es bis heute geblieben.

Scherben mit Steckbrief

Archäologie aber läßt sich nur zum Teil in den Hörsälen der Universität erlernen. Wohl braucht man die Erkenntnisse der Geschichte, um einen Fund sinnvoll einzuordnen, daneben jedoch ist die praktische Ausbildung unerlässlich. Und diese Arbeit sieht etwas anders aus, als man sie sich gelegentlich vorstellt. – Bald sollte ich Gelegenheit haben, dies am eigenen Leibe zu erfahren.

So zog ich frohgemut zu einer sogenannten Lehrgrabung auf das Chilebückli in Zurzach. Ich war überzeugt, das Ausgraben einer frühchristlichen Kirchenanlage würde eine äußerst spannende Aufgabe sein. Am ersten Abend jedoch sank ich enttäuscht in die Federn, denn das Wegräumen einer dicken Schicht Schutt mit Schaufel und Pickel hatte mir wenig Befriedigung, dafür aber einige Schwielen eingebracht. Nach zwei, drei Tagen jedoch sah die Sache schon anders aus. Jetzt zeigte sich, daß der Professor uns Studenten am richtigen Ort graben ließ.

Man hatte in Zurzach bisher noch nie gegraben, vermutete aber, daß aus frühchristlicher Zeit Überreste vorhanden sein könnten. Es war zu jenen Zeiten ja üblich gewesen, daß sich die christlichen Gemeinschaften – das Christentum war damals bereits Staatsreligion – innerhalb des Mauerringes in den Befestigungen einrichteten. Und man glaubte deshalb, daß innerhalb dieses Brückenkopfes, der eine sehr alte Kapelle und ein früheres Kastell barg, auch die frühchristliche Kirche zu finden sein mußte.

Nun waren wir auf die archäologisch interessante

Schicht gestoßen, und die groben Werkzeuge, Pickel und Schaufel, mußten mit Besen und Putzkelten vertauscht werden. Jeder Stein wurde sauber herausgeputzt, jede Fuge genau herausgearbeitet, dunklere Stellen, die auf Holzteile schließen, beachtet und kleinste Keramikscherben wurden gewaschen und aufgehoben, um sie zu katalogisieren und ihr Alter zu bestimmen.

Und richtig: wir fanden die Kirche, die wir ausgezogen waren zu suchen. Eingeklemmt zwischen Kirche und Kastell lag das Baptisterium mit seinen fünf Metern Breite und sieben Metern Länge. Das Taufbecken wies klar auf die christliche Zeit. Erst später fand man durch das Studium der Fundgegenstände heraus, daß es aus dem fünften Jahrhundert stammte.

Aber mit dem Finden und Ausgraben war die Arbeit noch nicht getan. Alle Spuren wurden, sobald sie sauber freigelegt waren, maßstäblich aufgezeichnet und photographisch festgehalten. Und selbstverständlich mußte auch die genaue Höhe und Lage gemäß Kataster festgehalten werden.

Anhand von viel Kleinarbeit mußte ich lernen, die Funde zu datieren. – Aus welchen Jahren stammen diese Scherben von Keramik und Geschirr, Münzen, Türschlösser, Handwerkszeug, Schmuck?

Sehr beliebt sind bei den Archäologen die Keramikfunde, deren Alter – im Gegensatz zum Handwerkszeug, das über viele Jahrhunderte die Form kaum verändert – verhältnismäßig leicht festzustellen ist. Denn die Herstellung von Geschirr ist glücklicherweise stark der Mode unterworfen, welche erstaunlich rasch wechselt. Mindestens jede Generation bringt neue Einflüsse, die sich hier geltend machen. Besonders feines Tafelgeschirr – das Porzellan der damaligen Zeit – war die sogenannte «terra sigillata», welche aus Italien oder Frankreich importiert wurde. Es handelt sich dabei um Geschirr, welches in reich verzierte Formschüsseln gegossen wurde, wobei jeder Töpfer seine eigenen Münzen zur Verzierung verwendete: Tiere, Gladiatoren, Pflanzen und geometrische Motive ergeben ein wechselvolles Relief, welches durch einen glänzend roten Überzug aus fein geschlemmtem Ton noch unterstrichen wurde.

Natürlich wurden solche Originalstücke da und dort für den billigeren Gebrauch auch in den Provinzen imitiert, und es war dann meist einfach, das Imitationsstück zu datieren, denn dieses mußte

ja entsprechend später entstanden sein als sein Vorbild. Die ursprünglichen Formen datiert man auf Grund der Funde am Ursprungsort jeweils auf einige Jahre genau.

Auch die Münzen sind sehr gut datierbar, weil beinahe jedes Jahr neue Münzen geprägt wurden. Und da Münzen damals nicht nur als Zahlungsmittel eine Rolle spielten, sondern auch dem jeweiligen Kaiser Gelegenheit gaben, sich – modern ausgedrückt – ein Image aufzubauen, sind sie besonders interessant. Der Kaiser besaß ja das Münzmonopol, und es stand ihm frei, auf die Münzen zu prägen, was ihm gut schien. Oft wurde die Möglichkeit für politische Propaganda ausgenutzt, indem auf die Rückseite der Münze Symbole geprägt wurden, die von jedem Bürger verstanden wurden: verschränkte Hände mit der Inschrift «concordia militum» (Eintracht unter den Soldaten) zeigen etwa, wie hoch die Macht des zuverlässigen Heeres eingeschätzt wurde. Und nach einem Sieg über die Germanen wurde etwa eine Erinnerungsmünze herausgegeben, die den römischen Legionär aufrecht vor dem knienden Germanen zeigt.

Vor meiner Doktorprüfung wurde ich angefragt, ob ich nicht bei einer Grabung auf der Engehalbinsel in Bern mithelfen würde. Wegen eines Kirchenneubaus mußte 1956 eine Notgrabung gemacht werden an einer Stelle, von der man längst wußte, daß sich dort ein keltisches Oppidum (Siedlung) befand. Es ging nun vor allem darum, die Wälle dieses Oppidums und deren Aufbau aus verstreuten Baumstämmen zu untersuchen.

Es war kein Schleck, in der prallen Sonne meterhohe Grabungswände, sogenannte Profile, herauszuputzen. Steine waren in dieser Art Befestigung nicht vorhanden, und das einst vorhandene Holz war vermodert und ließ sich noch durch eine dunklere Verfärbung der Erde feststellen.

Wir gruben auf einer Fläche von 5 mal 15 Metern, bis wir auf diese dunkleren Stellen im Sand stießen. Und dann wurde beinahe Zentimeter um Zentimeter freigelegt, bis Lage und Form der ehemaligen Balken sichtbar waren. Ich pützelte im Schweiß meines Angesichts an der mir zugewiesenen Stelle herum, und je besser man die Holzspuren sah, umso prickelnder wurde die Sache. Als dann zuletzt der Grabungsleiter anerkennend vor dem Werk stand, war ich ordentlich stolz. «Genau, was

ich dachte», meinte er, «ein nach dem keltischen Kastenprinzip gebauter Wall.»

Unter dem Wall fanden wir auch ein Grab, das noch älter sein mußte als der Wall, weil es eben unter ihm lag.

Eine in diesem Grab gefundene Fibel war eindeutig in die Jahre nach 58 v. Chr. zu datieren, womit auch die Errichtung des Walls in die Zeit nach der Rückkehr der Helvetier von Bibracte anzusetzen war. Dies war insofern von Bedeutung, als man bisher immer angenommen hatte, die Helvetier hätten nach ihrer Niederlage nicht mehr das Recht gehabt, Befestigungen zu errichten: Die Grabung auf der Engehalbinsel hat uns belehrt, daß wir unsere Ansicht revidieren müssen – und dies wegen eines knapp zwei Quadratmeter großen Grabes!

Der sparsame Legionär

Die Grabung in Bern war zwar mühsam gewesen, brachte mir aber zum Schluß meines Studiums ein Angebot des Rheinischen Landesmuseums in Bonn als Grabungsleiter nach Neuß, dem früheren Novaesium. Ich verpflichtete mich für ein Jahr und zog ans linke Rheinufer, gegenüber von Düsseldorf, um nach den dortigen römischen Legionslagern zu forschen. Man grub in Novaesium bereits seit drei Jahren, und die Grabung war, wie auf der Engehalbinsel in Bern, schwierig, weil diese Kasernen alle aus Holz bestanden hatten und nur noch geringe Spuren zu finden waren.

Darüber hinaus aber gab es hier nicht nur ein Garnisonslager, sondern deren mehrere, die übereinander lagen. Es war eben in jenen Zeiten auch Brauch, daß ein Lager oder auch eine Stadt, die durch Krieg oder Brand zerstört worden waren, nachher zwar wieder am gleichen Ort aufgebaut wurden, jedoch ohne daß man den Schutt wegräumte, wie wir das heute etwa tun.

Damals wurde zuerst alles mehr oder weniger dem Erdboden gleichgemacht, der Schutt ausgeebnet, und dann baute man auf diesem neuen, festgetretenen Boden weiter. Deshalb findet man nun in diesen festgetretenen Schichten, die bis zu fünfzig Zentimeter dick sein können, immer wieder interessante Scherben und andere Überbleibsel aus der Zeit des zerstörten Lagers.

Da ich nun Grabungsleiter war, trug ich stets einen Block mit Fundzetteln auf mir. Für jeden Komplex und für jeden Gegenstand, den man entdeckte, wurde ein solcher Fundzettel ausgestellt, der nachher zu den Grabungsakten kam – eine Methode, die bei jeder Grabung angewendet wird. Auf dem Fundzettel ist der genaue Ort des Fundes angegeben und dessen Beschreibung nebst Datum und Unterschrift des Grabungsleiters.

Als ich nun da einmal am Abend die Fundzettel durchging, verweilte ich etwas länger bei einem, der lautete:

Novaesium

A 11

OK 157.10

UK 157.03

Unter Balkenlage

7 asses mit Draht und Plombe

27. 8. 60

H. B.

Was hatte es wohl zu bedeuten, daß im Planquadrat A 11, in einer Schicht, die von 157,03 Meter über Meer bis 157,10 Meter über Meer reichte, unter einer Balkenlage 7 Asses, also 7 römische «Fünfliber» mit Draht umwickelt und plombiert gefunden worden waren?

Ich ging der Sache nach und schaute mir den Fund genau an. Eine solche Sammlung von sieben Münzen war nichts Alltägliches. Die Münzen stammten aus verschiedenen Jahren, aus der Zeit von 55 bis 68 n. Chr., sodaß mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen war, daß sie die Ersparnisse eines Legionärs darstellten. In dieser Art, mit Draht umwickelt und plombiert, hat man damals Geld der Bank übergeben.

Ich überlegte: Da hatte es vor Zeiten also offenbar einmal einen braven römischen Soldaten gegeben, der einen Teil seines Soldes auf die Bank bringen wollte und deshalb sein Paketlein so schön bereitmachte. Vielleicht verschwanden dann die Ersparnisse durch eine Ritze zwischen den Balken, die den Fußboden der Kaserne bildeten. In was für eine Wut mag wohl der Eigentümer der sieben Fünfliber geraten sein, als er vergeblich nach seinem Geld fahndete? Mußte wohl die ganze Kompanie ein hochnotpeinliches Verhör über sich ergehen lassen? – Oder wäre es möglich, daß der Legionär seinen Schatz versteckt hat und bald dar-

auf von einem Kriegszug nicht mehr zurückgekehrt ist, so daß sein Sparstrumpf dann fast zweitausend Jahre später uns Archäologen Kopfzerbrechen bereitete?

Ich weiß es nicht genau. Auf jeden Fall ruht der Fundzettel jetzt ordentlich eingereiht bei den Akten, und diese Begebenheit paßt ins Gesamtbild jener Zeit, die nicht gerade eine friedliche war.

Mitunter kann einen beim Kontakt mit dem antiken Menschen auch das Gruseln ankommen: Im militärischen heiligen Bezirk von Novaesium fanden wir eine Grube, die wie ein Keller mit zwei Treppen aussah. Es handelte sich aber um weit mehr als bloß einen Keller mit zwei Treppen: wir hatten da, wie sich nach eingehenden Untersuchungen ergab, einen Taufraum des persischen Lichtgottes Mithras vor uns! Der Mithras-Kult war vom Orient schon im 1. Jahrhundert v. Chr. zu den Römern gelangt, wo er besonders unter den Soldaten zahlreiche Anhänger fand.

Die Taufe in diesem Raum mußte wie folgt vollzogen worden sein: Der erwachsene Täufling stieg auf der einen Seite in den Keller hinunter und verweilte dort so lange, bis das Blut eines über ihm auf einem Rost geschlachteten Mithras-Stieres auf ihn heruntergeströmt war. Über die zweite Treppe stieg dann der also Eingeweihte wieder ans Tageslicht.

Dieser Ausgrabungsfund wurde für mich zu einem besonderen Erlebnis, weil bisher nur ein einziger derartiger «Keller» aus Ostia bekannt war.

Daß wir uns bei den Grabungen in Neuß in heiligem Bezirk befanden, wurde uns auch durch viele kleinere Funde bestätigt; religiöse Objekte und kleinere Tempelbauten, die jedoch alle ausgeräumt waren, fanden wir eine ganze Menge. Wo man noch auf Figuren von Gottheiten stieß, wiesen diese leider stets beschädigte Gesichter auf: Die feindlichen Eroberer (und vielfach auch die Christen) hatten den römischen Göttern die Nase abgeschlagen, um ihnen so ihre «Wirksamkeit» zu nehmen.

Störenfried bei den Nationalstraßen

Kaum in die Schweiz zurückgekehrt, erhielt ich von der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte den Auftrag, mich um die archäologische Betreuung der Nationalstraßen zu kümmern. Im Jahre 1959

drängte sich die Schaffung einer solchen Stelle auf, da es mehr als wahrscheinlich war, daß beim Nationalstraßenbau auch Denkmäler der Ur- und Frühgeschichte in Mitleidenschaft gezogen oder zerstört würden.

Die einzige exakte Weisung, die ich erhielt, war, daß ich mich nicht über die kantonalen Instanzen hinwegsetzen durfte. Ferner wurde deklariert, daß alle Kosten, welche bei archäologischen Arbeiten im Zuge der Nationalstraßen entstanden, als Gesteungskosten des Nationalstraßenbaus betrachtet würden! Wir – das heißt ich, und später eine Sekretärin – konnten also unsere Ausgaben verrechnen wie die Ingenieure und Bauherren: der Vorwurf, die Nationalstraßen kämen unsertwegen so teuer zu stehen, dürfte jedoch kaum aufrechterhalten werden!

Die erste Phase bestand darin, die definitiven Pläne des Straßenbaus zu bekommen, damit das Arbeitsgebiet abgegrenzt werden konnte. Das war aber oft mit Schwierigkeiten verbunden, denn diese Pläne wurden der zu befürchtenden Bodenspekulation wegen nur ungern herausgegeben.

Als nächstes galt es, die ganze Strecke zu begehen, was ich teils zu Fuß, teils mit dem Auto besorgen mußte – und natürlich immer ganz allein. Es ist ja so, daß zur römischen Zeit das Straßennetz in der Schweiz nicht sehr viel weniger dicht war als heute. Das ganze Land war regelmäßig parzelliert, und in unregelmäßigen Abständen, vielfach an den gleichen Orten wie heute, fanden sich Gutshöfe, denn schon damals baute man eben an die günstigsten Lagen. Schwemmsohlen konnte man übergehen, weil diese auch früher nicht entwässert wurden. Auf Terrassen mußte man schon mehr aufpassen, denn diese stellten damals wie heute Siedlungsland par excellence dar.

Am besten geben aber Luftaufnahmen Auskunft, denn besonders mit den stereoskopischen Aufnahmen, die die Gegend plastisch wiedergeben, kann man oft sehr gut die Spuren von ur- und frühgeschichtlichem Steinwerk der Siedlungen feststellen. Man sieht auf diesen Aufnahmen Erdwälle, welche von bloßem Auge nicht beachtet wurden, die sich aber zum Beispiel als ein Hügelgrab herausstellen können.

Im großen und ganzen ging es nach gut helvetischem Brauch: Ich hatte zwar alle Verantwortung, jedoch keine Kompetenzen. Im Einzelfall mußte ich

mich darauf verlassen, daß die kantonalen Instanzen ihr Einverständnis zu Grabungen oder Arbeitsunterbrüchen gaben. Zu befehlen war da nichts.

Wenn es auch meist gelang, die gefährdeten Objekte rechtzeitig auszumachen und die nötigen Arbeiten vor Baubeginn fertigzustellen, war die Archäologie im Nationalstraßenbau doch oft ein Wettrennen mit der Zeit.

Eines Tages kam ein Telefon in mein Büro nach Basel, ein Lehrer, der am Sonntag bei Rheinfelden spaziert sei, habe etwas gesehen, das wie ein römisches Mauerwerk aussähe... die Leute seien aber schon am Arbeiten. Ich mußte mich also schleunigst in mein Auto setzen, welches wie ein Überfallwagen mit allerhand Meßgeräten und Zeichenmaterial vollgestopft war. Als ich an Ort und Stelle eintraf, dröhnten Trax und Schaufelbagger, alles lag in Staub, und im Bereich der Bauerei waren natürlich sämtliche Kataster-Markierungen weg.

Ich konnte mir ausrechnen, daß die Baumaschinen in ungefähr einer Stunde «meine» Stelle erreicht haben würden, und suchte also den Bauführer auf, dem ich sagte, daß da ein Teilstück eines römischen Aquaeduktes liege und daß ich bis zum Abend dort arbeiten müßte.

Aber da war ich am Lätzen: Das komme gar nicht in Frage, daß deswegen die Arbeit verlegt würde, solcher «Mäuerchen» wegen könne man nicht unterbrechen. Im übrigen stehe dort auf der Tafel, daß das Betreten der Baustelle Unbefugten untersagt sei...

Also zeigte ich ihm meine Legitimationskarte vom Straßenbüro des Kantons. Aber das war ihm ganz wurst – und er lief davon.

Da muß ich eben «oben ine», dachte ich, und hängte mich ans nächste Telefon, um den zuständigen Streckeningenieur zu avisieren, er möchte sofort vorbeikommen. Er versprach mir, zu Beginn des Nachmittags aufzukreuzen. Und tatsächlich: er kam, steckte einen Jalon in den Boden und gab Ordre «Bis hierher und nicht weiter!»

Nach langer Diskussion gewann der Ingenieur plötzlich Interesse an der Sache. Sein Verantwortungsgefühl ging so weit, daß er mich bat, ich möchte ihn immer avisieren, wenn etwas zum Vorschein komme, das wie die Spur einer Siedlung aussehe.

Und auch bei den Arbeitern kehrte nun der Wind mit einem Mal: Wegen jeder Kleinigkeit

wurde ich gerufen, und gleich hatte man auch eine Erklärung bei der Hand. Einmal vermuteten sie, sie seien da auf eine römische Brunnenstube gestoßen. Es handelte sich dann allerdings nur um eine ältere Schuttablagerung. Aber die plötzlich erwachte Begeisterung konnte mir ja nur recht sein.

In den Baubaracken waren sogar Flugblätter angebracht worden, auf deutsch und italienisch, in denen erklärt wurde, worauf man achten mußte. Und manch einer brachte mir eine alte Münze, die er gefunden hatte, und erhielt dafür von mir eine Belohnung in helvetischer Währung.

Auf alle Fälle konnte ich den Aquaedukt und allerhand kleinere Funde in Ruhe freilegen und aufnehmen.

Rettung vor der Expo

Wie bereits bekannt war, stand in Vidy bei Lausanne vor 2000 Jahren einst das römerzeitliche Lousonna. Dort war schon 1933 mit einer Grabung angefangen worden, bei der man, wie man später herausfand, gleich ins Zentrum gestoßen war.

Als nun die Nationalstraße Genf–Lausanne in Angriff genommen werden sollte, wurde ich beauftragt, dort eine groß angelegte Grabung zu organisieren. Über das Ausmaß der früheren Siedlung hatte man allerdings noch wenig Anhaltspunkte. Bei der Geländebegehung stießen wir (es waren mir jetzt einige Studenten zugeteilt worden) auf Ziegel, Scherben und Kalksteine, und bald hatten wir das zu untersuchende Gebiet abgesteckt: es waren 27 500 Quadratmeter – für die mir sieben Monate zur Verfügung standen! Normalerweise rechnet man für eine Fläche von 2000 Quadratmetern einen Zeitaufwand von einem Jahr! Es blieb uns also nichts anderes übrig, als uns auf das Allerwichtigste zu beschränken.

Die oberste Schicht der Steinbauten im ganzen Bereiche mußte freigelegt werden, und auf Grund dessen, was dann hervortreten würde, mußten wir uns auf Schichtgrabungen an einzelnen Orten konzentrieren, das heißt, man grub an einzelnen ausgewählten Stellen so tief, daß man die verschiedenen Kulturschichten im Querschnitt übersehen konnte.

Die nach unseren Begriffen merkwürdige Hygiene der damaligen Zeit kam uns zugut: Damals hatte man noch keine Ochsnerkübel; der Abfall wurde

einfach dem Boden anvertraut, sei es der Küchenboden oder die Straße. In Räumen, die eine Herdstelle besaßen, fanden wir immer wieder mehr oder weniger dicke Aschenschichten mit Scherben und anderen Überbleibseln durchsetzt: Von Zeit zu Zeit war nämlich dem unsauberen Zustand dadurch ein Ende gemacht worden, daß die Bewohner den ersten Boden ganz einfach mit einer neuen Lehm-schicht überdeckt hatten. So kam es vor, daß ein Küchenboden innerhalb einer Generation bis zu 50 Zentimeter in die Höhe gewachsen war!

Ähnliches geschah auf Straßen und Plätzen: Wenn wir feststellten, daß der Kieskörper einer römischen Quartierstraße durchschnittlich um einen Meter pro Jahrhundert stieg, so wird dies kaum anders zu erklären sein als dadurch, daß die Reinlichkeit der Straße periodisch durch einen neuen Kiesguß wiederhergestellt wurde. Dies hatte zur Folge, daß das Parterre-Niveau der Häuser von Zeit zu Zeit der höher gelegenen Straße wieder angepaßt werden mußte – wodurch dann der Archäologe die einzelnen Bauphasen der Häuser höhenmäßig recht gut zu unterscheiden vermag.

Was wir in Vidy freilegten, war eine römische Kleinstadt aus den ersten drei Jahrhunderten nach Christus, ganze Quartiere mit Verkaufsläden, Wohnhäusern und Handwerksbauten. Auf Grund einiger mitgefundener Gräber konnten wir auch sagen, daß dieser Platz bereits in der Jungsteinzeit, das heißt spätestens zu Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. besiedelt sein mußte.

Durch die Grabungen gewann Vidy jedoch plötzlich viel mehr an Bedeutung, als man vorher geglaubt hatte: Es handelte sich hier um eine römische Hafenstadt, einen Handelsplatz, der sich auf einen Kilometer dem Ufer entlang ausdehnte, weil natürlich jeder Importeur seinen direkten Anschluß ans Wasser haben wollte. Die Transporte von Geschirr, Öl, Oliven, Getreide und Spezialitäten aus fernen Ländern kamen vom Mittelmeer die Rhone hinauf nach Lausanne, wurden dort umgeladen und weiter nach dem Mittelland verfrachtet.

Der großen Bedeutung entsprechend war die Stadt auch recht wohlhabend, was sich vor allem an den Häusern zeigte. An wertvolleren Funden fielen uns in der so knapp bemessenen Zeit leider nur sehr wenig in die Hände. – Der Rest liegt unter dem Platz der Expo begraben!

Die künftige Nationalstraße führt auch über einen

Teil des Stadtgebietes der Colonia Augusta Raurica, also jener hochbedeutenden Römerstadt am Rhein. Innerhalb der vermeintlichen Stadtmauer von Augst mußten noch verschiedene Objekte liegen. Durch eine Luftaufnahme war uns bereits ein erster Bau bekannt; sehr deutlich zeichneten sich die Mauern im Boden ab.

Die gallo-römische Kultanlage, die wir nun fanden, bildet ein deutliches Zeugnis für die Anpassungsfähigkeit der Römer, die in kluger Weise verstanden, Konzessionen an die Kultur der Einheimischen zu machen. Es ist eine Form, wie sie im ganzen keltischen Bereich einzig dasteht: ein einheimischer Tempel, der jedoch gleich den Tempeln südlich der Alpen auf ein Podium erhoben wurde. Die einheimische Religion war offensichtlich schon sehr stark vom römischen Glauben beeinflusst worden, was seinen äußeren Ausdruck darin findet, daß keltische Tempel kaum mehr von römischen unterschieden werden können. Was im Tempel vor sich ging, wissen wir nicht.

500 Meter von diesem Tempel entfernt gruben wir weiter, lediglich auf Verdacht. Und wir wurden nicht enttäuscht. Zuerst kam ein Aquaedukt, eine Wasserleitung, zum Vorschein, der eine öffentliche Badeanstalt speiste. Als zweites wurde ein Gebäudeteil ausgegraben, für den wir vorerst keine Erklärung fanden. Mauern von mehreren Zimmern stießen aneinander und gruppierten sich schließlich um einen großen Hof, zu dem noch ein gemeinsamer Baderaum und ein Pferdestall gehörten. – Das war nichts anderes als ein römisches... Motel! Der ganze Komplex liegt am Stadtrand von Augst und wurde allem Anschein nach vorwiegend von reisenden Kaufleuten, die durch das Land zogen, benutzt.

Das ganze Schweizerland ist übersät mit Spuren aus früherer Zeit. Gräber, Straßen, Gutshöfe, Siedlungen, Einzelbauten, auch Fluchtburgen, auf die sich die Leute in Kriegszeiten zurückzogen. – In jeder politischen Gemeinde würde man vielleicht auf Spuren unserer Vorfahren stoßen. Aber man sollte nicht gedankenlos anfangen zu «grübeln», wenn man etwas entdeckt, sondern graben, ausgraben, und zwar nach System. Denn sonst kann Wichtiges dabei zerstört werden.

Wenn man konkrete Anhaltspunkte hat, dann geht es bisweilen so: Auf einer Stiftungsurkunde zugunsten des Klosters Sankt Gallen ist unter an-

derem ein Bauernhof mit dem Namen «Corberio» aufgeführt. Die ungefähre Lage des Hofes konnte man den Akten ebenfalls entnehmen. – Und nun befindet sich in jener Gegend der «Görbelhof», dessen Name doch stark an das Corberio erinnert.

Bei der Begehung dieses Görbelhofes fanden wir verschiedene römische Ziegel. Die römischen Ziegel haben eine ganz bestimmte Dicke und ein anderes Rot als die unsrigen. 100 Meter vom heutigen Görbelhof entfernt fanden wir die meisten Ziegel und begannen deshalb dort mit der Grabung. Und siehe da: wir fanden den einzigen Bauernhof aus der Zeit zwischen den alemannischen Einfällen um das Jahr 250 n. Chr. und dem Ende der Römerherrschaft in der Schweiz um 350 n. Chr.

Eine Hauptstadt – voller Fragen

Nachdem es mir meine Tätigkeit als Nationalstraßen-Archäologe vier Jahre erlaubt hatte, kreuz und quer unser Land zu erforschen, wurde mir der ehrenvolle Auftrag erteilt, die Ausgrabungen in Avenches zu übernehmen, und damit kam ich zu einer etwas seßhafteren Tätigkeit. Hatte ich mich bisher weitgehend in meiner Arbeit zersplittern müssen, so habe ich nunmehr ein großes Objekt zu untersuchen und zudem auch das römische Museum in Avenches zu betreuen.

Aventicum, die ehemalige Hauptstadt der Helvetier, ist wahrlich eine Anstrengung wert, könnte uns doch diese Stadt mit ihren bisher festgestellten 42 Quartieren, ihrer großartigen 5700 Meter langen Stadtmauer, ihren Toren, Türmen, Tempelresten und Theaterbauten wie ein aufgeschlagenes Geschichtsbuch über das Leben und Treiben unserer Vorfahren Auskunft geben. – Leider aber waren die finanziellen Mittel noch nicht gesichert. Eine öffentliche Sammlung hat jedoch gezeigt, wie sehr auch jeder einzelne Schweizer an der Bewahrung dieser Spuren interessiert ist.

Ja, die Schweizergeschichte beginnt nicht erst mit dem Rütlichwur. Bereits in einer früheren Zeit war der Großteil der heutigen Schweiz in einer politischen Organisation zusammengefaßt, die man füglich als eine erste Schweiz bezeichnen kann. Es ist dies die römische Epoche unseres Landes, also jener Zeitraum zwischen der Mitte des ersten Jahrhunderts vor und dem vierten Jahrhundert nach

Christi Geburt. Das schweizerische Mittelland gehörte zu den römischen Provinzen Gallien und Obergermanien, und die Hauptstadt war eben Aventicum.

Wir wissen, daß die Helvetier im Jahre 58 v. Chr. ihren Auswanderungsversuch mit der blutigen, aber ehrenvollen Niederlage bei Bibracte beendeten und vom Sieger Julius Cäsar den Befehl erhielten, in das verlassene Helvetien zurückzukehren und die verwüsteten Heimstätten wieder aufzubauen. Die frühesten Siedlungsspuren in Aventicum aber stammen aus dem Jahre 10 n. Chr. – Wir haben also eine Lücke von fast drei Generationen! Und auch die helvetische Hauptstadt aus der vorrömischen Zeit haben wir noch nicht gefunden.

Wir wissen zwar, daß bereits in der letzten Epoche der gallischen Unabhängigkeit, in der sogenannten La-Tène-Zeit, Aventicum der Vorort der Tigriner, eines Volksstammes der Helvetier war, aber bisher wurde von dieser gallischen Hauptstadt nicht die geringste Spur entdeckt. Wenn man die Vorliebe der Gallier für befestigte Höhensiedlungen bedenkt, so gewinnt die Vermutung an Wahrscheinlichkeit, daß die Hauptstadt der Helvetier in vorrömischer und zu Beginn der römischen Zeit allenfalls auf dem Wistenlagerberg, dem Mont Vully über dem Murtensee, gelegen hätte. Nur Ausgrabungen können jedoch darüber Klarheit verschaffen.

Aventicum wurde im Jahre 259 von den Alemannen zerstört. Wir wissen, daß die Leute sich zurückgezogen haben nach dem Bois du Châtel, weil man sich dort besser verteidigen konnte. Wir wissen aber nicht, wie es dort oben aussah. Es wurde lediglich eine Sondierung gemacht im vorigen Jahrhundert. Wir wissen auch nicht, wie lange die Bevölkerung dort oben blieb. Irgendeinmal im frühen Mittelalter kamen sie wieder herunter; Texte besitzen wir jedoch erst aus dem 11. Jahrhundert.

Aus Schriften wissen wir, daß Aventicum im 5. und 6. Jahrhundert Bischofssitz war. Nachher wurde der Bischofssitz nach Lausanne verlegt. Wir haben aber bisher keine Bischofskirche gefunden...

Diese Fragen deuten nur an, was sich an ungeklärten Problemen noch in meinem Kopfe dreht. Ich möchte etwa wissen, wie die römische Verwaltung in der Stadt funktioniert hat, wie groß die administrative Selbständigkeit war, wie die Vermessung des Landes genau vor sich ging – und überhaupt:

wie hat denn hier so ein Alltag in jedem Detail ausgesehen? Was tat sich in den drei öffentlichen Bädern, den Tempeln und auf dem Forum dieser großartigen Stadt mit etwa 30 000 Einwohnern?

Bei so einer Ausgrabung kann man sehr deutlich erkennen, wie sich das politische, soziale und kulturelle Leben in Aventicum entwickelte: Letztes Jahr fanden wir das Haus eines Nagelschmieds, das unschwer an den Abfallhaufen von Nägeln zu erkennen war! Später muß das Haus neu gebaut worden sein, und es wurde dann von einem Metzger bewohnt – wie uns die Knochenhaufen bewiesen. Dann jedoch wurde das Quartier allem Anschein nach aufgewertet: die bescheideneren Alteinwohner, die «incolae», mußten die guten Plätze um das Forum den vornehmeren «coloni» räumen, die vor allem ihres römischen Bürgerrechts wegen eben «bessere» Leute waren. Von nun an wurde das Haus, wie uns der Typus zeigte, von einem hohen Beamten bewohnt.

Die Böden sind nun nicht mehr aus Lehm gestampft, sondern mit kunstvollen Mosaiken belegt. Und die mehreren Gästezimmer sprechen davon, daß hier oftmals hohe Beamte aus Rom übernachtet haben.

Wie reich diese ehemalige Hauptstadt gewesen sein muß, dafür zeugen die vielen Funde, welche sich bereits jetzt im Museum angehäuft haben: Mosaiken, Silberbecher, Marmorbüsten, Bronze-Statuetten aus den Hausheiligümern und die, allerdings in Lausanne aufbewahrte, einzige erhaltene Goldbüste aus dem gesamten römischen Weltreich, welche den Kaiser Marc Aurel darstellt.

Es geht mir aber nicht darum, die Rolle eines Goldgräbers zu übernehmen. Archäologen sind keine Schatzgräber. Es interessiert mich vielmehr herauszufinden, wie die Menschen zu Beginn unserer Zeitrechnung gelebt haben. Und da darf ich es immer wieder erleben, wie mich der Hauch der Geschichte von Aventicum anweht, ähnlich wie damals, als ich als Jüngling der Aufführung des Prometheus beiwohnte, nur mit dem Unterschied, daß wir jetzt schon einiges mehr wissen.

Der Geist weht, wo er will. Er treibt uns an und eröffnet uns neue Perspektiven zum Verständnis der Vergangenheit und der Gegenwart. Er korrigiert uns und unsere Geschichtsbücher. – Daß dies vielen Schweizern mit mir ebenfalls zum Erlebnis werden möge – das ist mein Wunsch!